Handout 01: Darf man noch „Indianer“ sagen?

In der Forschung ist der Begriff schon seit längerer Zeit umstritten. Durch aktuelle Debatten um Rassismus und Diskriminierung gerät der Begriff nun zunehmend auch im Alltag unter Kritik. Wir als Museum sind nicht in der Position bestimmte Sprechweisen zu erlauben oder zu verbieten. Mit diesem Handout wollen wir aber interessierte Besucher über die Dimensionen der Debatte informieren und die Hintergründe verschiedener Begriffe erläutern, sodass sich jeder seine eigene Meinung bilden kann.

In der Kulturanthropologie gilt die Grundregel, dass die Wissenschaftler bei der Benennung von kulturellen Gruppen idealerweise deren Eigenbezeichnung übernehmen. In Nordamerika lässt sich diese Regel gelegentlich auf der Ebene des Stammes (auch ein umstrittener Begriff) anwenden, indem man z.B. die Eigenbezeichnung „Diné“ statt der Fremdbezeichnung „Navajo“ für den größten Stamm des Südwestens verwendet. Allerdings entschied sich der Stammesrat 1994 und erneut 2017 bewusst gegen den Vorschlag, das Reservat von „Navajo Nation“ in „Diné Nation“ umzubenennen. Man darf demnach nicht davon ausgehen, dass es immer nur eine Eigenbezeichnung gibt, die alle Mitglieder einer Gruppe akzeptieren.

Eine Ebene höher wird das Problem noch größer. Als die ersten europäischen Entdecker amerikanisches Festland betraten, hatten die Einheimischen dieses Doppelkontinents keine gemeinsame Sammelbezeichnung für sich. In vielen Sprachen bedeutet das Wort für die eigene ethnische Gruppe „die Menschen“, „die echten Menschen“ oder Ähnliches. Das Bedürfnis, für alle vorgefundenen Einwohner Amerikas oder auch nur Nordamerikas eine Sammelbezeichnung zu finden, entstammt allein der Perspektive der europäischen Entdecker, nicht der Einheimischen. Diese Perspektive setzt sich nach der Staatenwerdung der USA in deren kolonialer Verwaltungssprache fort. Natürlich gibt und gab es „die Indianer“ genauso wenig, wie es „die Europäer“ oder „die Asiaten“ gibt. Man kann das Befremden der so Bezeichneten gelegentlich nachempfinden, wenn man von US-Amerikanern hört, etwas sei „typisch europäisch“. Es gibt aber unbestreitbar den Bedarf, eine Gruppe von Menschen mit gemeinsamer Geschichte mit einem Sammelbegriff zu bezeichnen. In Ermangelung einer allgemein akzeptierten Eigenbezeichnung, kann man aber nur auf Fremdbezeichnungen zurückgreifen.

Der Begriff „Indianer“ leitet sich vom Land Indien ab, für das Kolumbus die „Neue Welt“ bis zu seinem Tod gehalten hat. Während es auf Deutsch eine sprachliche Unterscheidung zwischen „Inder“ und „Indianer“ gibt, ist die englische Bezeichnung „Indian“ zweideutig. Die Präzisierung „American Indian“ oder kurz „Amerindian“ löst zwar das Problem der Zweideutigkeit, erreicht dies aber nur durch den Kolonisten-Begriff „Amerika“, der auf einen italienischen Seefahrer zurückgeht und selbst unter den Euroamerikanern jahrhundertelang nicht allgemein akzeptiert war. Statt „Amerika“ hätte sich auch „Columbia“ durchsetzen können. Neuere Begriffe wie „Native American“ oder „Indigenous American“ (gebürtiger/eingeborener Amerikaner) kommen ohne die Referenz zum fernen Indien aus, haben aber ihre eigenen Probleme. Unter einem „American“ versteht man in der englischen Umgangssprache nämlich weniger einen Bewohner des Doppelkontinents als einen Staatsbürger der USA. Die meisten Staaten der „Neuen Welt“ gewähren Staatsbürgerschaft per Geburt. Nach dieser Lesart wären alle in den USA geborenen Menschen „native Americans“,

Afroamerikaner in den Südstaaten allerdings erst seit 1868 und Indianer erst seit 1924 (Indian Citizenship Act). Die Unterscheidung zwischen „Eingeborenen“ und „Nicht-Eingeborenen“ war zur Zeit der ersten europäischen Besiedlung des Doppelkontinents (nach Leif Erikson) sicherlich angemessen, führt aber fünf Jahrhunderte später zu realitätsfernen Einteilungen. Im 19. Jh. z.B. waren die seit Generationen ansässigen Nachfahren englischer Siedler sehr darauf bedacht, sich von den neu ankommenden Deutschen, Italienern und Iren abzugrenzen. Die Nachfahren dieser Neuankömmlinge empfinden sich heute als die „eigentlichen Amerikaner“ in Abgrenzung zu Einwanderern aus Lateinamerika oder Asien. Einen späten Nachfahren der Pilgerväter, eine Tochter eines 1979 eingewanderten Persers und einen gestern aus Mexiko eingewanderten Maya zusammen in die Gruppe der Nicht-Eingeborenen zu fassen, widerspricht mitunter der gefühlten Lebensrealität der betroffenen Menschen.

Fragen Sie sich einmal selbst, ob Sie sich als indigen deutsch oder indigen europäisch bezeichnen würden. In welchem Jahr oder bei welcher Generation ziehen Sie die Grenze?

Ebenso problematisch ist die Vorstellung von Ureinwohnern oder der Urheimat eines Volkes oder Stamms. Nach dem Versinken der Beringstraße im Pazifik am Ende der letzten Eiszeit war der amerikanische Doppelkontinent für Jahrtausende eine Insel mit isolierter Bevölkerung. Diese Bevölkerung ist im Laufe der Zeit jedoch massiv angewachsen und hat sich ausdifferenziert. Teile von ihr sind von einer Klimazone in die nächste gewandert, haben sich gegenseitig bekriegt und vertrieben, so dass die Vorstellung einer durchgängigen Besiedlung an einem Ort seit „Urzeiten“ unzutreffend ist.

Die kanadische Regierung verwendet den Begriff „First Nations“ um die von ihr kolonisierten Völker zu bezeichnen. Ob der eurozentrische Begriff der Nation jedoch geeignet ist, um der Lebensart und dem Selbstverständnis dieser Menschen gerecht zu werden, vor allem im historischen Rückblick, ist zu bezweifeln.

Das Wort „Indian“ ist zweifellos eine Fremdbezeichnung der euro-amerikanischen Kolonisatoren, wie man an den Namen von Gesetzen und Reservaten oder dem Namen „Bureau of indian affairs“ (Bundesbehörde für Indianer-Angelegenheiten) erkennt. Es steht damit im Zusammenhang mit einer leidvollen Erfahrung der Unterdrückung. Wie sich ein Wort anfühlt, hängt leider auch damit zusammen, wer es ausspricht und wem gegenüber. Das Wort „Indian“ ist jedoch kein rassistisches Schimpfwort wie etwa „Nigger“, die spöttische Fehlaussprache „Injun“ hingegen schon, „Redskin“ sowieso. Analog zu anderen Bürgerrechts-Strömungen diskriminierter Minderheiten gibt es im indianischen Aktivismus eine Vereinnahmung des Wortes als Selbstbezeichnung, im Internet auch abgekürzt als „NDN“. Gleichzeitig gibt es Betroffene, die das Wort ablehnen.

Der deutsche Begriff „Indianer“ (Nord-/Süd-Amerikas) ist mit den Begriffen „Afrikaner“, „Europäer“ oder „Asiate“ vergleichbar. Es handelt sich um Fremdbezeichnungen und um starke Verallgemeinerungen, die je nach Kontext sinnvoll oder nicht sinnvoll sind. Es handelt sich bei „Indianer“ weder um eine bedeutungsgleiche Übersetzung des englischen Wortes „Indian“, noch besteht in Deutschland das gleiche koloniale Erbe wie in den USA und Kanada. Da eine allgemein akzeptierte Eigenbezeichnung fehlt, lässt sich aus Sicht der Wissenschaft keine bessere Bezeichnung für die Menschen finden, die hier als die „Indianer Nordamerikas“ zusammengefasst werden.

Handout 02: Edward Curtis: Lebenswerk und Erbe

Edward Sheriff Curtis wurde im Jahr 1868 geboren, als der Amerikanische Bürgerkrieg gerade sein Ende genommen hatte und die wiedervereinigten USA begannen, das Land westlich des Mississippi zu kolonisieren. So wurde in Curtis‘ Kindheit die transkontinentale Eisenbahn durch die Prärie gebaut, die New York im Osten mit San Francisco im Westen verbinden soll. Die Indianerstämme, die im Inneren des Kontinents von der Bisonjagd lebten, wie die Cheyenne, Lakota, Crow und Blackfoot wurden gewaltsam aus ihren Territorien verdrängt. Als Curtis 1906 mit 38 Jahren begann, hauptberuflich Fotos von Indianern zu machen, waren die Bisons bereits vom Aussterben bedroht und die Prärie-Indianer lebten in Reservaten oder in Städten. Ihre bisherige Lebensweise wurde ihnen verboten, damit sie sich schneller an die euroamerikanische Leitkultur anpassten. Die Staatsbürgerschaft bleibt ihnen hingegen bis 1924 verwehrt. Die angebliche „wilde Ursprünglichkeit“ der Ureinwohner, die während der Indianerkriege noch als blutrünstige Barbarei bekämpft wurde, galt nun als romantische Vergangenheit einer ebenfalls vom Aussterben bedrohten Bevölkerung, einer „vanishing race“. In seinem 20-bändigen Lebenswerk „The North American Indian“ (1907-1930) versuchte Curtis diese Ursprünglichkeit auf Film festzuhalten, bevor sie verschwindet.

Allerdings sind Curtis‘ Fotografien keine dokumentarischen Abbildungen der Wirklichkeit, die er vorfindet. Oft sind die Bilder so inszeniert, fotografiert, nachbearbeitet und geschnitten, dass sie seiner Vorstellung davon entsprechen, was „echt indianisch“ ist. Dabei ignorierte Curtis, dass es nicht *eine* indianische Kultur gibt und dass indianische Kulturen, genau wie alle anderen, einem ewigen Wandel unterliegen, wodurch sie nicht notwendigerweise verschwinden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt Curtis‘ Publikum die Fotografie, im Gegensatz zur Malerei, jedoch noch als objektive Wiedergabe der Realität. Dabei stellt auch ein Foto, allein schon durch den gewählten Ausschnitt, eine Verarbeitung der Realität durch den Künstler dar. Zu Curtis‘ Zeit erlitten viele Indianer in Nordamerika großes Elend. Auf den Reservaten herrschten Armut und Perspektivlosigkeit, in den Städten fehlte die Anbindung an die kulturellen Wurzeln. Curtis zeigte diese Seite der Realität in seinen Bildern nicht, weil sie nicht Teil der traditionellen Lebensweise war, die er abbilden wollte. Damit verlieh er seinen Fotomodellen eine große Würde, zeigte aber ein verzehrtes Bild seiner Gegenwart.

Um sein Mammutprojekt finanzieren zu können, musste Curtis garantieren, dass sein Werk kommerziell erfolgreich war. Er orientierte sich daher nicht nur an dem, was er für wichtig und bewahrenswert hielt, sondern auch daran, was seine Kunden schön fanden. Daher enthält „The North American Indian“ sowohl lange, detailreiche Ausführungen und eher dokumentarische Fotografien als auch rein ästhetische Kunstfotografien.

Curtis besaß keine höhere Schulbildung und las auch die Werke der Ethnologen seiner Zeit nicht. Als Autodidakt und Feldforscher erwarb er ein immenses Wissen über die verschiedenen Indianerstämme, blieb aber stets bestimmt von den allgemein anerkannten ethnozentrischen und rassistischen Deutungsmustern seiner Zeit. Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen hat er sich jedoch mit viel Mühe und Geduld das Vertrauen der Indianer erworben, die er abgelichtet hat. Auf seinen Reisen zu den Reservaten war er stets Bittsteller und auf die Koooperation der Menschen vor Ort angewiesen. In Einzelfällen hat er auch mit Bezahlung nachgeholfen.

Seine Äußerungen über die Indianer waren, auch wenn sie uns heute manchmal überheblich und bevormundend vorkommen, von ihm stets wohlwollend und respektvoll gemeint. Die Unterdrückung und Verdrängung der Indianer durch euroamerikanische Einwanderer betrachtete er wie alle seine Zeitgenossen als das naturgegebene Gesetz des Fortschritts. Die Art und Weise wie dies geschah, verurteilt er jedoch als „mehr als das größte Verbrechen des Jahrhunderts“, an dem sich alle Bürger der USA als Nation schuldig gemacht haben. (Edward S. Curtis, „Vanishing indian types: The Tribes of the Northwest plains“, Scribners Magazine 39, No. 6 (June 1906), p. 660). Mit dieser Ansicht war er vielen Gelehrten und Politikern seiner Zeit weit voraus. Nach drei Jahrzehnten unermüdlicher Arbeit an seinem Lebenswerk hinterließ Curtis der Nachwelt einen immensen Schatz an ethnografischen Daten. „Er besuchte 80 Stämme, belichtete insgesamt etwa 40.000 Negative, führte unzählige Interviews über Sitten und Gebräuche, notierte die mündlich überlieferten Stammesgeschichten, befasste sich mit Sagen, Legenden und Mythen. Er betrieb linguistische Studien und nahm […] Musik, Lieder und Gesänge auf, die in Noten transkribiert wurden. […] So hat man z.B. die Grundbegriffe von 75 Sprachen und Dialekten festgehalten und mehr als 10.000 Lieder dokumentiert“. Sein Spielfilm „In the Land of the head hunters“ (Im Land der Kopfjäger) von 1914 stellt eine indianische Sage nach und wurde zum Vorbild für den ersten ethnografischen Dokumentarfilm „Nanook of the North“ von Robert J. Flaherty aus dem Jahr 1922. Heute ist Edward Curtis eine Figur der Geschichte, deren Bewertung unter Indianern, Wissenschaftlern, Bürgerrechtlern, Fotokünstlern und Kunstsammlern umstritten ist.

Weiterführende Literatur:

Cardozo, Christopher (1993): Native Nations: First Americans as Seen by Edward S. Curtis. Boston: Bullfinch Press.

Davis, Barbara A (1985): Edward S. Curtis: The Life and Times of a Shadow Catcher. San Francisco: Chronicle Books.

Egan, Timothy (2012): Short Nights of the Shadow Catcher: The Epic Life and Immortal Photographs of Edward Curtis. Boston: Houghton Mifflin Harcourt.

Lyman, C. (1982): Vanishing Race and Other Illusions: Photographs of Indians by Edward S. Curtis

Handout 03: Die Black Hills in South Dakota

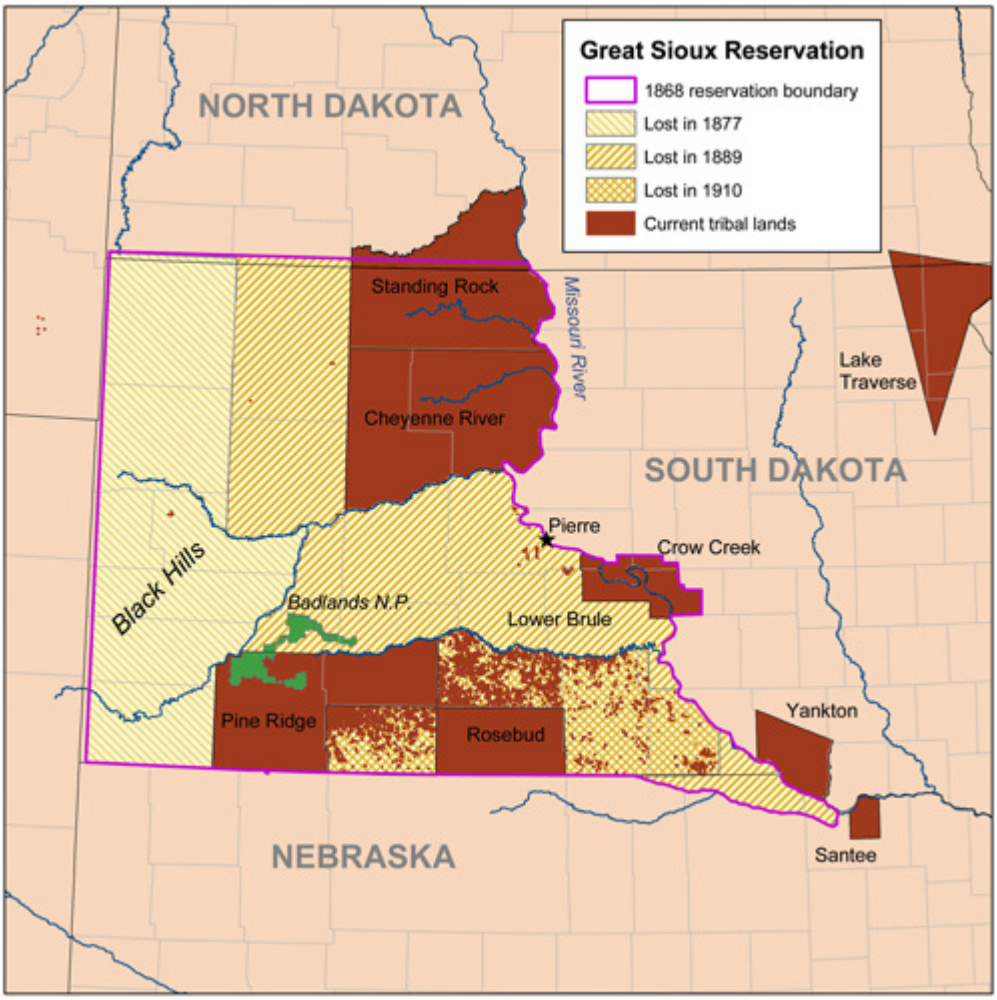
Als die Lakota und die nördlichen Cheyenne 1868, nach dem Red Cloud-Krieg, mit der US-Regierung den Vertrag von Fort Laramie schlossen, wurde den Lakota das *Große Sioux Reservat* als eigenes Territorium zugesprochen. Im Westen schloss das Reservat die Black Hills ein – ein Gebirge, das den Lakota und Cheyenne als Mitte der Welt gilt und ihnen daher heilig ist. Diese Berge sind die größte Erhebung zwischen Rocky Mountains und Appalachen und bilden ein eigenes Ökosystem, das sich von der umliegenden Prärie unterscheidet.

Nur sechs Jahre nach dem Vertrag entzog die Regierung den Lakota das Gebiet, nachdem zivile Teilnehmer einer Militärexpedition unter der Leitung von Lt. Col. George Armstrong Custer in den Bergen Gold gefunden hatten und Goldsucher in Scharen in das Gebiet drangen, um das Gold zu fördern. Goldgräberstädte wie Deadwood schossen wie Pilze aus dem Boden.

Nachdem 1875 diplomatische Verhandlungen zwischen dem Präsidenten und den Sioux-Delegierten Red Cloud, Spotted Elk und Lone Horn erfolglos blieben, beantwortete im Folgejahr ein Bündnis aus Lakota, Arapaho und Cheyenne, unter der Leitung von Crazy Horse und Sitting Bull die vertragswidrige Besiedlung mit einer Kriegserklärung. Der *Große Sioux Krieg* oder *Black Hills-Krieg* 1876–77 war die letzte große Auseinandersetzung zwischen den USA und den Prärieindianern. Erst die Protest-Camps gegen die *Dakota Access Pipeline* 2016 erreichten wieder so viele Teilnehmer. Der Höhepunkt des *Black Hills-Krieges* war die Schlacht von Little Big Horn, in der die Lakota und Cheyenne die 7. Kavallerie, angeführt von Custer, vernichtend schlagen konnten. Custer selbst starb in der Schlacht. In den darauffolgenden Gefechten setzten sich die USA jedoch durch, sodass Sitting Bull und Crazy Horse 1877 kapitulieren mussten. Die Besiedlung und Ausbeutung der Black Hills ging weiter.

Im 20. Jahrhundert nahmen Forstwirtschaft und Bergbau ab. Stattdessen schuf die Bundesregierung Nationalparks mit Sehenswürdigkeiten als touristische Ausflugsziele. Von 1927 bis 1941 meißelten Steinmetze die vier Präsidentenköpfe des Mount Rushmore National Memorials in den Granitfels. Spirituell eingestellte Lakota sehen darin eine Schändung ihres Natur-Heiligtums.

Der Versuch der Lakota, die Black Hills auf gerichtlichem Wege zurück zu erlangen, bewirkte ein Urteil des Obersten Gerichtshofs von 1980, demzufolge der Entzug des Territoriums von 1874 unrechtmäßig war und die USA den Lakota einen Geldbetrag als Schadensersatz anbieten mussten. Die Mehrheit im Rat der Lakota lehnte das Geld ab und beharrte auf den Landforderungen. Im Jahr 2014 kauften mehrere Sioux-Stämme zusammen einen Teil der Black Hills für etwa 9 Mio. Dollar zurück von einer Familie, die das Land 1876 von der Bundesregierung gekauft hatte. Von einer vollständigen Rückerlangung des im Vertrag von Fort Laramie definierten Territoriums sind die Sioux jedoch weit entfernt.



Karte erstellt von Kmusser 2008, Lizenz: CC BY-SA 2.5
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.5/
Keine Veränderungen vorgenommen.

Handout 04: Indianische Tänze auf heutigen Powwows

In einigen indianischen Kulturen gab es heilige Tänze, die nur den eingeweihten Mitgliedern einer Geheimgesellschaft vertraut waren und nicht öffentlich vorgeführt wurden. Viele dieser Tänze sind verloren gegangen, aber nicht alle. Profane, d. h. nicht heilige, indianische Tänze werden heute am eindrucksvollsten auf Festivals aufgeführt, die Powwows heißen.

Nach dem „Grand Entry", bei dem alle Tänzerinnen und Tänzer zusammen tanzen, beginnen die Einzeltänze verschiedener Klassen. Viele Tänze sind Wettkämpfe, bei denen eine Jury die Tanzschritte und das Gewand (regalia) der Teilnehmenden bewertet. Wie bei Sportligen sind die Kontrahenten in männlich und weiblich getrennt, sowie in verschiedene Altersgruppen (golden age, men/women, teen boy/girl, junior boy/girl, tiny tots). Es gibt viele Tanzstile, die sich nach der Musik, den Bewegungen und den getragenen Gewändern unterscheiden.

Beim heute sehr beliebten Stilen „fancy" (Herren) und „fancy shawl" (Damen) kommen moderne Kunstfasern in grellen Farben zum Einsatz. Es sind ein neuer Tänze, der nicht mit einem einzelnen Stamm oder einer Region in Verbindung stehen. Die Gewänder sind, wie bei den traditionellen Tanzformen, Unikate, die die Tänzer oder ein Familienmitglied in Handarbeit herstellen. Es handelt sich dabei nicht um Kostüme, da die Tänzer sich nicht als etwas oder jemand anderes verkleiden.

Bei älteren Tanzstilen wie „Northern Traditional" oder „Buckskin" bestehen die Gewänder aus natürlichen Materialien und ähneln den Gewändern in Curtis' Plains-Fotografien. Beim Damentanz „jingle dress" tragen die Tänzerinnen Kleider mit aufgestickten konischen Glöckchen, die beim Tanzen klingeln.

Die Tänze dauern zwei bis vier Minuten und werden von Live-Musik begleitet. Typische Powwow-Musik (round dance) besteht aus Trommeln und Gesang, wobei mehrere Musiker um eine große Trommel herum sitzen, die sie mit Trommelstäben spielen und dabei gleichzeitig singen.

Powwows sind familienfreundliche Events, die neben dem Tanzen Marktstände mit indianischem Essen und handwerklichen Erzeugnissen bieten. Weit entfernt wohnende Verwandte nutzen Powwows als Treffpunkte. Nicht-indianische Besucher kommen als Touristen, um das Spektakel zu bewundern.

Oben: Tanzvorführung von „fancy shawl“ (l.) und „fancy“ (r.) beim Coushatta Powwow 2016. Unten: Tänzerinnen des Stils „buckskin“ beim Hunting Moon Powwow 2012
Quelle: powwows.com

Handout 05: Die politische Situation heute

Die Zeit der „Indianerkriege“ des Wilden Westens endete nach dem Massaker von Wounded Knee im Jahr 1890. Das bedeutet jedoch nicht, dass der Widerstand der Indianer gegen die Kolonialisierung durch die Vereinigten Staaten und Kanada ein Phänomen der Vergangenheit ist und nach 1890 aufgehört hat. Auch wenn der Kampf inzwischen größtenteils in den Gerichtssälen ausgetragen wird, gab es auch im 20. und 21. Jahrhundert bewaffnete Auseinandersetzungen. Auf dem Pine Ridge Reservat im Prärie-Staat South Dakota besetzten traditionelle Lakota-Indianer und Anhänger des *American Indian Movement (AIM)* das Dorf Wounded Knee als Protest gegen die Korruption ihres Stammespräsidenten Wilson. Die Aktivisten wurden vom FBI, der Nationalgarde und regierungstreuen Lakota über zwei Monate lang belagert. Während der Schusswechsel wurden zwei Menschen getötet und sechzehn verwundet. Nur zwei Jahre später gab es eine erneute Schießerei im Reservat, bei der zwei FBI-Agenten starben. In Quebec im Osten Kanadas errichteten Anhänger der Mohawk Warrior Society 1990 eine Straßenbarrikade, um den Bau eines Golfplatzes auf einem Friedhof der Mohawk zu verhindern. Die Auseinandersetzung wuchs zu einem Konflikt mit mehreren tausend Beteiligten auf beiden Seiten an. Beim Schusswechsel an der Barrikade wurden über 100 Menschen verwundet und einer getötet. Im Jahr 2016 formierte sich auf den Prärie-Reservaten Standing Rock und Rosebud Protest-Camps gegen die geplante *Dakota Access Pipeline*, da durch die Ölpipeline eine massive Verschmutzung des Grundwassers zu befürchten ist. Als eine private Sicherheitsfirma im September Hunde und Pfefferspray gegen die friedlichen Aktivisten einsetzte, eskalierte die Lage. Im Winter löste die Polizei die Protestcamps gewaltsam mit Wasserwerfern, Tränengas, Gummigeschossen und nicht tödlichen Granaten auf, wodurch 300 Menschen verwundet wurden. Über 400 wurden festgenommen.

Im Jahr 2020 führt die US-Regierung, wie alle zehn Jahre, eine Volkszählung durch. Dabei wird auch erhoben, ob die Befragten indianischer Abstammung oder Mitglied in einem anerkannten Stamm sind. Die im Zensus erhobenen Zahlen entscheiden über die Höhe der Gelder, die Stammesregierungen, der Indian Health Service und andere gemeinnützige indianische Organisationen erhalten. Aufgrund der Pandemie von Covid-19 ist die Durchführung der Volkszählung erschwert. Das trifft Indianer, die auf Reservaten leben, besonders, da diese sich meist in entlegenen Gebieten befinden und die kleinen Ortschaften z.T. für Außenstehende geschlossen sind, um Infektionen mit Covid-19 zu verhindern. Blieb der erste Befragungsversuch per Post oder Telefon unbeantwortet, kann eine nachträgliche Befragung vor Ort unter Umständen nicht stattfinden. Wie jede Krise trifft auch die Corona-Pandemie die Ärmsten einer Gesellschaft am härtesten. Um die überforderten Gesundheitseinrichtungen auf den Reservaten zu unterstützen, wurde ihnen von der Bundesregierung der USA ein Hilfsfond in Aussicht gestellt. Dieser wurde jedoch erst nach langem Warten final bewilligt.

Im Zuge der Proteste gegen Rassismus und Polizeigewalt nach der Ermordung von George Floyd im Mai 2020 flammte auch der Protest gegen Konföderierten-Denkmäler und Kolumbus-Denkmäler wieder auf. Im Juni wurde eine Kolumbus-Statue in St. Paul, Minnesota von indianischen Aktivisten von ihrem Sockel gestürzt, da diese in der Statue eine Verherrlichung des Kolonialismus sahen.

Oben: Gewinnerinnen indianischer Misswahlen im freiwilligen Corona-Hilfseinsatz auf dem Reservat der Navajo-Nation, Foto aus dem Artikel von Acee Agoyo vom 17.06.2020 auf indianz.com. Unten: Indianische Aktivisten trommeln und singen vor umgeworfener Kolumbus-Statue in St. Paul, Minnesota im Juni 2020, Foto von Brad Sigal, fightbacknews.org 11.06.2020

Handout 06: Link-Sammlung

Online-Datenbanken mit Curtis-Bildern

http://curtis.library.northwestern.edu/curtis/toc.cgi

http://www.loc.gov/pictures/search/?st=grid&co=ecur

Gruppen und Verbände

Native American Association of Germany

http://www.naaog.de/index.html

National Congress of American Indians

http://www.ncai.org/

Gesellschaft für bedrohte Völker

https://www.gfbv.de/

Personen aus der Ausstellung

https://de.wikipedia.org/wiki/Edward_Curtis

https://de.wikipedia.org/wiki/Red_Cloud

https://de.wikipedia.org/wiki/American_Horse_II

Indianische Kunst

Tom LaFortune (Coast Salish) mymondotrading.com/gallery/category/lafortune-tom-117

Jeffrey Veregge (Coast Salish) jeffreyveregge.com

Indianische Medien:

https://najanewsroom.com/

https://newsmaven.io/indiancountrytoday/

http://indianz.com/News/

z.B. https://www.indianz.com/News/2020/06/16/-shortly-after-2-pm.asp

https://visionmakermedia.org/news-updates/

Onlineshops

https://www.salishstyle.com/

https://www.etsy.com/shop/NDNinspired

https://www.oxdxclothing.com/

Youtube:

In the Land of the Head Hunters, Stummfilm 1914, Regie: Edward Curtis

https://www.youtube.com/watch?v=73u7eugbbu8

Vortrag und Diskussionsrunde zum Film

https://www.youtube.com/watch?v=DywTnHvLHJg

Gegenwärtige indianische Tanz-Wettkämpfe:

https://www.youtube.com/channel/UCeggMhdfbeNTZy76_DVa_hw

Ausgestellte Musiker:

https://www.youtube.com/channel/UCQYo7hQsKKkHi4f0X-gB1yg

https://www.youtube.com/user/RedboneOfficial

https://www.youtube.com/c/BuffySainteMarie/featured

Trailer zu Red Haircrows „Forget Winnetou“

https://www.youtube.com/watch?v=dVeYN5-c6vg

Clamons der Nordwestküste

https://www.youtube.com/watch?v=ErDsz3g3zAg

Schnitzkunst der Nordwestküste

https://www.youtube.com/watch?v=KmamiSi4meQ&list=PL7NterrwWXEXqkPc21uOZvysTOxZwm4Sl

Indianische Youtuber:

https://www.youtube.com/channel/UCmJC-2WmfoQCzwMtK9oC6jQ

https://www.youtube.com/channel/UCp-7ARHNzGMKQVE9PRr4Qlw/featured

https://www.youtube.com/channel/UCZtXJIKWSrb1LXyaGRQarbg

https://www.youtube.com/c/NatalieFranklin/featured

https://www.youtube.com/channel/UC2DQV55vrjx5fmVj-kEht2Q/featured

https://www.youtube.com/channel/UCC6uEfvA9LKMoD1C5FN3p4g

https://www.youtube.com/channel/UC8IwS4Zrk-3uU6H-GAMbzwg

https://www.youtube.com/channel/UCEesk81jvTYK1Jhq28xmTAg